

Eugen Drewermann

Allerleirauh Die Gänsemagd

**Von Missbrauch, Abhängigkeit
und ihrer Überwindung**

Mit Bildern von Edvard Munch

Grimms Märchen tiefenpsychologisch gedeutet

Patmos Verlag

DR. EUGEN DREWERMANN ist Theologe, Psychoanalytiker und Schriftsteller mit internationaler Reichweite; er gehört zu den erfolgreichsten theologischen Autoren. Für sein Friedenspolitisches Engagement wurde er 2007 mit dem Erich-Fromm-Preis ausgezeichnet, 2011 erhielt er den internationalen Albert-Schweitzer-Preis, 2019 den Preis der Internationalen Hermann-Hesse-Gesellschaft. Der gefragte Referent hat sich viele Jahre lang intensiv mit der Weisheit der Märchen beschäftigt, insbesondere mit den Hausmärchen der Brüder Grimm.

Zu den Veröffentlichungen des Autors:

www.verlagsgruppe-patmos.de/autor/eugen-drewermann-516

© 2026 Patmos Verlag

Verlagsgruppe Patmos in der Schwabenverlag AG, Senefelderstr. 12, 73760 Ostfildern
produktsicherheit@verlagsgruppe-patmos.de

www.patmos.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich Pflichtinformationen nach GPSR)

Umschlaggestaltung: Finken und Bumiller, Stuttgart

Umschlagabbildung: Edvard Munch, Junge Frau am Strand (Die Einsame), Radierung 1896, 28,5 × 21,6 cm, Oslo Kommunes Kunstsamlinger 816

Gestaltung, Satz und Repro: Schwabenverlag AG, Ostfildern

Druck: Pustet, Regensburg

Hergestellt in Deutschland

ISBN 978-3-8436-1664-5

Inhalt

A. Allerleirauh: Ein Trauma überleben in Vertrauen	7
Märchen als Hilfe zum Helfen	8
Text: Allerleirauh (KHM 65)	12
I Der Vater	
Die ambivalente Unwiderstehlichkeit der Übertragungsliebe oder: Die Tragödie des Königs und seiner unvergleichlich schönen Gemahlin	18
1. Die Hinterlassenschaft der schönen Königin	19
2. Die Trauer und Treue des hinterbliebenen Königs ...	34
3. Die Wiederkehr der Verstorbenen in Gestalt ihrer Tochter	44
4. Statt Strafen Verstehen in der Sicht der Psychoanalyse	55
5. Das Trauma des Todes ohne den Glauben an Auferstehung	66
II Die Tochter	
Von der Flucht vor der Liebe zum Glück in der Liebe	74
1. Von heimlicher Flucht und offener Verstellung	76
2. Ein dienstbares Dasein als Jagdbeute	95
3. Die Wahrheit wagt sich hervor	105
4. Die Mitgift der verdrängten Wünsche	122
5. »Wer bist du?« – ein unausgesprochener Dialog	131
a) <i>Die unheimliche Heimlichkeit des verborgenen Wesens</i>	132
b) <i>Die wahre Schönheit erstrahlt in verstecktem Vertrauen</i>	136
c) <i>Annäherung und Verlockung – ein angstvolles Doppelspiel zwischen Koch und König</i>	138
d) <i>Die Selbstenthüllung des Königs</i>	141
e) <i>»Du bist meine liebe Braut, und wir scheiden nimmermehr.«</i>	142

B. Die Gänsemagd: Von Abhängigkeit zu Selbständigkeit	145
Märchen, die sich kommentieren	146
Text: Die Gänsemagd (KHM 89)	149
Deutung	156
1. Die Königstochter und die alte Königin oder: Von Dualunion und Ambivalenz.	156
2. Der Abschied von der Mutter oder: Die Spaltung von Gehorchen und Befehlen	163
3. Zwischen Psychologie und Religion oder: Selbstfindung und Gottfindung	170
4. Von Lüge und Wahrheit oder: Fremdbestimmung und Selbstbestimmung	175
5. <i>Falada</i> oder: Die klagende Stimme der Mutter.	180
6. Die Faszination der Schönheit oder: Von Anziehung und Abstoßung	182
7. Von Dissoziation zu Integration oder: Zwei Teile einer Seele	186
8. Die Intervention des alten Königs oder: Wem darf man die Wahrheit sagen?	190
9. Strafphantasien oder: Trauma-Überwindung durch Selbsterkenntnis und Vergebung	197
Bibliographie	207
Bildnachweis	217
Register	218

A. Allerleirauh:

**Ein Trauma überleben
in Vertrauen**

Märchen als Hilfe zum Helfen

Wer nur hat die Mär ersonnen, Märchen seien Erzählungen für Kinder, um ihnen eine Welt zu malen, in welcher noch das Wünschen helfen mochte? Zumindest manchmal ist kaum eine These denkbar, die verkehrter wäre als diese. Die Geschichte zum Beispiel von *Allerleirauh* (KHM 65)!

Ihr Thema schon ist eine Zumutung. Was die Brüder GRIMM vor 200 Jahren hier zu erzählen wagten¹, ist bis heute ein kaum zu erörterndes Tabu geblieben: ein Vater, der seine Tochter zur Frau begehrt! Das ist Inzest, das ist sexueller Mißbrauch einer Minderjährigen, das ist ein schicksalhafteres Trauma, welches auf lange Zeit das ganze Leben zu einer Fluchtbewegung vor ausgerechnet der Person zu verformen droht, die ursprünglich mit dem Versprechen von Geborgenheit und Zuwendung dem eigenen Erleben so nah zu stehen schien wie keine andere. Geschildert wird in diesem Märchen ein seelisches Erdbeben: worauf man zuverlässig sein ganzes Dasein gründen zu können vermeinte, gerät zu einer zerstörerischen Gefahr, vor der nur ein angstvolles Versteckspiel auf Dauer zu retten imstande ist.

- 1 BRÜDER GRIMM: Kinder- und Hausmärchen, Bd. 3, 115–116, geben an, »Allerleirauh« nach »einer hessischen und paderbornischen Erzählung« aufgezeichnet zu haben, wobei »die letztere ... in einigen Stücken« abweicht. »Einige Verwandtschaft hat das Märchen mit dem von *Aschenputtel*. PERRAULTS *Peau d'âne* gehört hierher, auch das Märchen von *Doralice* bei STRAPAROLA (2,6), besonders die Einleitung desselben. Im *Pentamerone* die *Bärin* (2,6)«. – Zu *Aschenputtel* (KHM 21) vgl. E. DREWERMANN: *Aschenputtel*, Solothurn-Düsseldorf 1993; zur *Bärin* vgl. GIAMBATTISTA BASILE: *Das Pentameron*, 2. Tag, 6: Die Bärin, S. 131–137; vgl. GIOVANNI FRANCESCO STRAPAROLA: *Die ergötzlichen Nächte*, München 1947. – BASILE »*Pentamerone*« enthält auch Parallelen zu *Aschenputtel*, *Die sieben Raben* (KHM 25), *Dornröschen* (KHM 50) und *Der gestiefelte Kater* (KHM, Anhang 5). Vgl. WALTER SCHERF: *Lexikon der Zaubermärchen*, S. 1–6, der die Vielzahl abweichender Bearbeitungen des Stoffes damit erklärt, »daß mancher ... vor der Wahrheit des Ausgangskonfliktes zurückgeschreckt ist« (S. 3).

In der Sprache der Psychoanalyse handelt es sich bei diesem Erzählmotiv um die klassische Dramaturgie des *Ödipuskomplexes*², allerdings, anders als bei SIGMUND FREUD, nicht verursacht von der Triebentwicklung eines heranwachsenden Mädchens, sondern vornehmlich von der Vorstellungswelt eines erwachsenen Mannes, dessen Traumbild von allem, was ihm als liebenswert gilt, unverändert sich von seiner verstorbenen Gemahlin auf seine zur Frau heranreifende Tochter überträgt³. – »Einem solchen Mann muß man das Handwerk legen!« Stünde die Geschichte nicht in der GRIMMSchen Sammlung der Kinder- und Hausmärchen, sondern als Tatsachenbericht in einer Tageszeitung, fiel das Echo in der Öffentlichkeit gewiß so und nicht anders aus. »Jemand, der wissentlich seine eigene Tochter zur Ehe verlangt, gehört strengstens bestraft. So etwas darf nicht Schule machen! Dagegen muß man, entsprechend dem westlichen Vorbildland USA, in aller Härte vorgehen: *no tolerance!*«

Doch eben da, wo alles klar zu sein scheint, zeigt sich, daß durchaus noch gar nichts geklärt ist. Glaubt man denn wirklich, es ließen seelische Konflikte sich mit juridischen Maßnahmen und Verordnungen aus der Welt bringen? Mit einem Mal wird deutlich, was die Geschichte von *Allerleirauh* ihren Lesern in Wahrheit zumutet: Sie müssen umdenken! Ihre moralischen Wertungen geraten ins Wanken. Ihre Verurteilungen erweisen sich als hilflos angesichts der rätselhaften Psychodynamik eines auf eine bestimmte Form von

- 2 Zum »*Ödipuskomplex*« bemerkt SIGMUND FREUD: Über die weibliche Sexualität, in: Ges. Werke XIV 521: »Die schicksalhafte Beziehung von gleichzeitiger Liebe zu dem einen und Rivalitätshaß auf den anderen Elternteil stellt sich nur für das männliche Kind dar.«
- 3 SIGMUND FREUD: Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse (1917), Gesammelte Werke, Bd. XI, 447–465: XXVII. Vorlesung: Die Übertragung, S. 464, meint: »Die Fähigkeit, libidinöse Objektbeziehungen ... auf Personen zu richten, muß ... allen normalen Menschen zugesprochen werden. Die Übertragungsneigung der ... Neurotiker ist nur eine außerordentliche Steigerung dieser allgemeinen Eigenschaften ... Suggestibilität ist nichts anderes als die Neigung zur Übertragung ... wir müssen gewahr werden, daß wir in unserer Technik die Hypnose nur aufgegeben haben, um die Suggestion in der Gestalt der Übertragung wiederzuentdecken.« Diese »ist ein Abkömmling der Liebe« (S. 463).

Liebe Fixierten. Ein Märchen, das derlei erzählt, ist erkennbar keine Geschichte für Kinder, es richtet vielmehr Fragen an uns selbst als Erwachsene, indem es dazu nötigt, sogar unseren Glauben an unsere Selbstbestimmung und sittliche Entscheidungsfreiheit in Zweifel zu ziehen. Wie, wenn erst der Blick in die Unheimlichkeit des Unbewußten uns zu zeigen vermöchte, wer wir wirklich sind?

Dann spätestens erkennen wir die wahre Bedeutung der Botschaft, welche ein Märchen schon als Erzählform für uns bereit hält: wir brauchen es, um zu begreifen, welche Rolle seine Akteure auf der Bühne unserer Seele spielen⁴, indem wir die Motive unseres eigenen Verhaltens und unserer Mitmenschen verstehen wollen; nur dadurch werden wir befähigt, an die Stelle altgewohnter Urteile und Vorurteile die Bereitschaft zum Durcharbeiten von sonst schier unlösbar erscheinenden Verstrickungen zu setzen. Die Märchen selber werden so zu einem Hilfsmittel der Psychotherapie. Mit ihrer eigenen Erzählfreude laden sie den Hörer dazu ein, an all den Punkten sich zu Wort zu melden, an denen er sich selber an sein eigenes Erleben erinnert fühlt. Ohne zu viel von sich persönlich preisgeben zu müssen, erlaubt es die symbolische Sprache der Märchenerzählungen zudem, sich mit den Bildern eigener erschauter Träume in Verbindung zu setzen; in einer Vielzahl von Szenen erweitert sich die individuelle Biographie dadurch in etwas Typisches, das nicht nur einem selber, sondern in ähnlicher Weise auch manch anderem geschehen kann. Das belastende Gefühl, eine problematische Ausnahme zu bilden, geht über in ein wachsendes Vertrauen in Gemeinsamkeit und Zugehörigkeit. Nicht länger mehr ist man allein, – die Märchen bilden einen Brückenschlag vom Einzelnen zum Allgemeinen: Was sie erzählen, dient zur Deutung des Persönlichen, und das Persönliche dient der Konkretisierung des in Märchenform Verdichteten. – Speziell die Geschichte von *Allerleirauh* spricht so zu uns, indem sie Selbst-Erlebtes wachruft.

4 Vgl. E. DREWERMANN: Tiefenpsychologie und Exegese, I 172–177: Die Deutung auf der Subjektstufe.

Bei einer Märcheninterpretation geht es deswegen nicht primär darum, ein gewissermaßen lexikalisches Vorwissen über die Bedeutung bestimmter Symbole auf die jeweils vorliegende Erzählung anzuwenden, sondern sich immer wieder in ihre handelnden Gestalten einzufühlen: was geht in ihnen vor sich, wenn ihnen die Frau oder die Mutter stirbt? wie verhalten sie sich zueinander? was wohl will es besagen, wenn in bestimmter Weise davon berichtet wird, wie gewisse Umstände sich überraschend ändern? Und nicht zuletzt: was könnte geschehen, um einer eingetretenen Krisensituation zu entkommen, und was passiert im Fortgang der Erzählung wirklich? Erst wenn die Einzelzüge eines Märchens sich so zusammenfügen, daß kein Detail mehr als überflüssig betrachtet werden kann, sondern alles erkennbar zusammengehört und in wechselseitiger Ergänzung ein Ganzes bildet, gleich einem Mosaik, dessen Bild erst vollständig in Erscheinung tritt, wenn jedes Steinchen bei seiner Zusammensetzung an die richtige Stelle gebracht wird, hat man es wirklich verstanden. Deutlich wird dabei, daß die meisten Märchen um ein zentrales Problem kreisen, als dessen Lösungsweg man den Fortgang ihrer Erzählung verstehen muß. Deren innere Geschlossenheit und Folgerichtigkeit bilden am Ende die beste Bestätigung der jeweiligen Auslegung⁵. – Hören wir also der Geschichte von *Allerleirauh* mit derselben Aufmerksamkeit zu, wie wenn eine Person, die uns sehr nahesteht, ein solches Märchen uns als Wegbeschreibung ihrer eigenen Biographie mitteilen würde. So viel steht vorneweg bereits fest: nichts Unwichtiges wird darin vorkommen, weder in der Geschichte des Vaters noch seiner Tochter.

5 A. a. O., I 201–204: Die Finalitätsregel und die Ganzheitsregel.

Text: Allerleirauh (KHM 65)

Es war einmal ein König, der hatte eine Frau mit goldenen Haaren, und sie war so schön, daß sich ihresgleichen nicht mehr auf Erden fand. Es geschah, daß sie krank lag, und als sie fühlte, daß sie bald sterben würde, rief sie den König und sprach: »Wenn du nach meinem Tode dich wieder vermählen willst, so nimm keine, die nicht ebenso schön ist, als ich bin, und die nicht solche goldene Haare hat, wie ich habe; das mußt du mir versprechen.« Nachdem es ihr der König versprochen hatte, tat sie die Augen zu und starb.

Der König war lange Zeit nicht zu trösten und dachte nicht daran, eine zweite Frau zu nehmen. Endlich sprachen seine Räte: »Es geht nicht anders, der König muß sich wieder vermählen, damit wir eine Königin haben.« Nun wurden Boten weit und breit umhergeschickt, eine Braut zu suchen, die an Schönheit der verstorbenen Königin ganz gleichkäme. Es war aber keine in der ganzen Welt zu finden, und wenn man sie auch gefunden hätte, so war doch keine da, die solche goldene Haare gehabt hätte. Also kamen die Boten unverrichteter Sache wieder heim.

Nun hatte der König eine Tochter, die war gerade so schön wie ihre verstorbene Mutter, und hatte auch solche goldene Haare. Als sie herangewachsen war, sah sie der König einmal an und sah, daß sie in allem seiner verstorbenen Gemahlin ähnlich war, und fühlte plötzlich eine heftige Liebe zu ihr. Da sprach er zu seinen Räten: »Ich will meine Tochter heiraten, denn sie ist das Ebenbild meiner verstorbenen Frau, und sonst kann ich doch keine Braut finden, die ihr gleicht.« Als die Räte das hörten, erschranken sie und sprachen: »Gott hat verboten, daß der Vater seine Tochter heirate, aus der Sünde kann nichts Gutes entspringen, und das Reich wird mit ins Verderben gezogen.« Die Tochter erschrak noch mehr, als sie den Entschluß ihres Vaters vernahm, hoffte aber, ihn von seinem Vorhaben noch abzubringen. Da sagte sie zu ihm: »Eh ich Euren Wunsch erfülle, muß ich erst drei Kleider haben, eins so golden wie die Sonne, eins so silbern wie der Mond, und eins so glänzend wie die Sterne; ferner verlange ich einen Mantel von tausenderlei Pelz und

Rauhwerk zusammengesetzt, und ein jedes Tier in Eurem Reich muß ein Stück von seiner Haut dazu geben.« Sie dachte aber: »Das anzuschaffen ist ganz unmöglich, und ich bringe damit meinen Vater von seinen bösen Gedanken ab.« Der König ließ aber nicht ab, und die geschicktesten Jungfrauen in seinem Reiche mußten die drei Kleider weben, eins so golden wie die Sonne, eins so silbern wie der Mond, und eins so glänzend wie die Sterne; und seine Jäger mußten alle Tiere im ganzen Reiche auffangen und ihnen ein Stück von ihrer Haut abziehen; daraus ward ein Mantel von tausenderlei Rauhwerk gemacht. Endlich, als alles fertig war, ließ der König den Mantel herbeiholen, breitete ihn vor ihr aus und sprach: »Morgen soll die Hochzeit sein.«

Als nun die Königstochter sah, daß keine Hoffnung mehr war, ihres Vaters Herz umzuwenden, so faßte sie den Entschluß zu entfliehen. In der Nacht, während alles schlief, stand sie auf und nahm von ihren Kostbarkeiten dreierlei, einen goldenen Ring, ein goldenes Spinnrädchen und ein goldenes Haspelchen; die drei Kleider von Sonne, Mond und Sternen tat sie in eine Nußschale, zog den Mantel von allerlei Rauhwerk an und machte sich Gesicht und Hände mit Ruß schwarz. Dann befahl sie sich Gott und ging fort, und ging die ganze Nacht, bis sie in einen großen Wald kam. Und weil sie müde war, setzte sie sich in einen hohlen Baum und schlief ein.

Die Sonne ging auf, und sie schlief fort und schlief noch immer, als es schon hoher Tag war. Da trug es sich zu, daß der König, dem dieser Wald gehörte, darin jagte. Als seine Hunde zu dem Baum kamen, schnupperten sie, liefen rings herum und bellten. Sprach der König zu den Jägern: »Seht doch, was dort für ein Wild sich versteckt hat.« Die Jäger folgten dem Befehl, und als sie wiederkamen, sprachen sie: »In dem hohlen Baum liegt ein wunderliches Tier, wie wir noch niemals eins gesehen haben: an seiner Haut ist tausenderlei Pelz; es liegt aber und schläft.« Sprach der König: »Seht zu, ob ihrs lebendig fangen könnt, dann bindets auf den Wagen und nehmts mit.« Als die Jäger das Mädchen anfaßten, erwachte es voll Schrecken und rief ihnen zu: »Ich bin ein armes Kind, von Vater und Mutter verlassen, erbarmt euch mein und nehmt mich mit.« Da sprachen sie: »Allerleirauh, du bist gut für die Küche, komm nur mit, da kannst du die Asche zusammenkehren.« Also

setzten sie es auf den Wagen und fuhren heim in das königliche Schloß. Dort wiesen sie ihm ein Ställchen an unter der Treppe, wo kein Tageslicht hinkam, und sagten: »Rauhtierchen, da kannst du wohnen und schlafen.« Dann ward es in die Küche geschickt, da trug es Holz und Wasser, schürte das Feuer, rupfte das Federvieh, belas das Gemüs, kehrte die Asche und tat alle schlechte Arbeit.

Da lebte Allerleirauh lange Zeit recht armselig. Ach, du schöne Königstochter, wie solls mit dir noch werden! Es geschah aber einmal, daß ein Fest im Schloß gefeiert ward, da sprach sie zum Koch: »Darf ich ein wenig hinaufgehen und zusehen? ich will mich außen vor die Türe stellen.« Antwortete der Koch »ja, geh nur hin, aber in einer halben Stunde mußt du wieder hier sein und die Asche zusammentragen.« Da nahm sie ihr Öllämpchen, ging in ihr Ställchen, zog den Pelzrock aus und wusch sich den Ruß von dem Gesicht und den Händen ab, so daß ihre volle Schönheit wieder an den Tag kam. Dann machte sie die Nuß auf und holte ihr Kleid hervor, das wie die Sonne glänzte. Und wie das geschehen war, ging sie hinauf zum Fest, und alle traten ihr aus dem Weg, denn niemand kannte sie, und meinten nicht anders, als daß es eine Königstochter wäre. Der König aber kam ihr entgegen, reichte ihr die Hand und tanzte mit ihr, und dachte in seinem Herzen: »So schön haben meine Augen noch keine gesehen.« Als der Tanz zu Ende war, verneigte sie sich, und wie sich der König umsah, war sie verschwunden, und niemand wußte, wohin. Die Wächter, die vor dem Schlosse standen, wurden gerufen und ausgefragt, aber niemand hatte sie erblickt.

Sie war aber in ihr Ställchen gelaufen, hatte geschwind ihr Kleid ausgezogen, Gesicht und Hände schwarz gemacht und den Pelzmantel umgetan, und war wieder Allerleirauh. Als sie nun in die Küche kam und an ihre Arbeit gehen und die Asche zusammenkehren wollte, sprach der Koch: »Laß das gut sein bis morgen und koche mir da die Suppe für den König, ich will auch einmal ein bißchen oben zugucken: aber laß mir kein Haar hineinfallen, sonst kriegst du in Zukunft nichts mehr zu essen.« Da ging der Koch fort, und Allerleirauh kochte die Suppe für den König, und kochte eine Brotsuppe, so gut es konnte, und wie sie fertig war, holte es in dem Ställchen seinen goldenen Ring und legte ihn in die Schüssel, in welche die Suppe angerichtet ward. Als der Tanz zu Ende

war, ließ sich der König die Suppe bringen und aß sie, und sie schmeckte ihm so gut, daß er meinte, niemals eine bessere Suppe gegessen zu haben. Wie er aber auf den Grund kam, sah er da einen goldenen Ring liegen und konnte nicht begreifen, wie er dahin geraten war. Da befahl er, der Koch sollte vor ihn kommen. Der Koch erschrak, wie er den Befehl hörte, und sprach zu Allerleirauh: »Gewiß hast du ein Haar in die Suppe fallen lassen; wenns wahr ist, so kriegst du Schläge.« Als er vor den König kam, fragte dieser, wer die Suppe gekocht hätte. Antwortete der Koch: »Ich habe sie gekocht.« Der König aber sprach: »Das ist nicht wahr, denn sie war auf andere Art und viel besser gekocht als sonst.« Antwortete er: »Ich muß es gestehen, daß ich sie nicht gekocht habe, sondern das Rauhtierchen.« Sprach der König: »Geh und laß es heraufkommen.«

Als Allerleirauh kam, fragte der König: »Wer bist du?« »Ich bin ein armes Kind, das keinen Vater und Mutter mehr hat.« Fragte er weiter: »Wozu bist du in meinem Schloß?« Antwortete es: »Ich bin zu nichts gut, als daß mir die Stiefeln um den Kopf geworfen werden.« Fragte er weiter: »Wo hast du den Ring her, der in der Suppe war?« Antwortete es: »Von dem Ring weiß ich nichts.« Also konnte der König nichts erfahren und mußte es wieder fortschicken.

Über eine Zeit war wieder ein Fest, da bat Allerleirauh den Koch wie vorigesmal um Erlaubnis, zusehen zu dürfen. Antwortete er: »Ja, aber komm in einer halben Stunde wieder und koch dem König die Brotsuppe, die er so gerne ißt.« Da lief es in sein Ställchen, wusch sich geschwind und nahm aus der Nuß das Kleid, das so silbern war wie der Mond, und tat es an. Dann ging es hinauf, und glich einer Königstochter: und der König trat ihr entgegen und freute sich, daß er sie wieder sah, und weil eben der Tanz anhub, so tanzten sie zusammen. Als aber der Tanz zu Ende war, verschwand sie wieder so schnell, daß der König nicht bemerken konnte, wo sie hinging. Sie sprang aber in ihr Ställchen, und machte sich wieder zum Rauhtierchen, und ging in die Küche, die Brotsuppe zu kochen. Als der Koch oben war, holte es das goldene Spinnrad und tat es in die Schüssel, so daß die Suppe darüber angerichtet wurde. Danach ward sie dem König gebracht, der aß sie, und sie schmeckte ihm so gut wie das vorigemal, und ließ den Koch kommen,

der mußte auch diesmal gestehen, daß Allerleirauh die Suppe gekocht hätte. Allerleirauh kam da wieder vor den König, aber sie antwortete, daß sie nur dazu da wäre, daß ihr die Stiefeln an den Kopf geworfen würden und daß sie von dem goldenen Spinnrädchen gar nichts wüßte.

Als der König zum drittenmal ein Fest anstellte, da ging es nicht anders als die vorigemale. Der Koch sprach zwar: »Du bist eine Hexe, Rauhtierchen, und tust immer etwas in die Suppe, davon sie so gut wird, und dem König besser schmeckt, als was ich koche«; doch weil es so bat, so ließ er es auf die bestimmte Zeit hingehen. Nun zog es ein Kleid an, das wie die Sterne glänzte, und trat damit in den Saal. Der König tanzte wieder mit der schönen Jungfrau und meinte, daß sie noch niemals so schön gewesen wäre. Und während er tanzte, steckte er ihr, ohne daß sie es merkte, einen goldenen Ring an den Finger, und hatte befohlen, daß der Tanz recht lang währen sollte. Wie er zu Ende war, wollte er sie an den Händen festhalten, aber sie riß sich los und sprang so geschwind unter die Leute, daß sie vor seinen Augen verschwand. Sie lief, was sie konnte, in ihr Ställchen unter der Treppe, weil sie aber zu lange und über eine halbe Stunde geblieben war, so konnte sie das schöne Kleid nicht ausziehen, sondern warf nur den Mantel von Pelz darüber, und in der Eile machte sie sich auch nicht ganz rußig, sondern ein Finger blieb weiß. Allerleirauh lief nun in die Küche, kochte dem König die Brotsuppe und legte, wie der Koch fort war, den goldenen Haspel hinein. Der König, als er den Haspel auf dem Grunde fand, ließ Allerleirauh rufen: da erblickte er den weißen Finger und sah den Ring, den er im Tanze ihr angesteckt hatte. Da ergriff er sie an der Hand und hielt sie fest, und als sie sich losmachen und fortspringen wollte, tat sich der Pelzmantel ein wenig auf, und das Sternkleid schimmerte hervor. Der König faßte den Mantel und riß ihn ab. Da kamen die goldenen Haare hervor und sie stand da in voller Pracht und konnte sich nicht länger verbergen. Und als sie Ruß und Asche aus ihrem Gesicht gewischt hatte, da war sie schöner, als man noch jemand auf Erden gesehen hatte. Der König aber sprach: »Du bist meine liebe Braut, und wir scheiden nimmermehr voneinander.« Darauf ward die Hochzeit gefeiert, und sie lebten vergnügt bis an ihren Tod.

BRÜDER GRIMM: *Kinder- und Hausmärchen*, Göttingen 1857. Ausgabe letzter Hand mit den Originalanmerkungen der Brüder Grimm. Mit einem Anhang sämtlicher, nicht in allen Auflagen veröffentlichten Märchen und Herkunftsnachweisen, hg. v. Heinz Rölleke, 3 Bde., Stuttgart (RUB 3191–3193), 1980, 2022; KHM 65.

I. Der Vater:

Die ambivalente Unwiderstehlichkeit der Übertragungsliebe oder: Die Tragödie des Königs und seiner unvergleichlich schönen Gemahlin

Kontrastreicher kann die Einleitung eines Märchens nicht sein. Wer die ersten Worte der Geschichte von *Allerleirauh* vernimmt, wird sich erinnert fühlen an das Fortissimo-Crescendo der Ouvertüre eines Operndramas. Ins absolute Extrem gesteigert geht da die Rede von einer Königin, die mit ihren goldenen Haaren ihresgleichen an Schönheit auf Erden nicht findet. Sie selbst aber liegt krank da und fühlt sich dem Tode nahe. Für ihren königlichen Gemahl wie auch für den Leser wird diese Mitteilung wirken, wie wenn die Sonne unterginge. Sie ist es, die mit ihren wärmenden Strahlen die blonden Haare dieser Frau mit Goldglanz überzieht, so daß sie als die aller-schönste im Himmel und auf Erden gilt. Ein ähnliches geschieht bei der Sonne selbst: Wenn sie im Westen des Abends untergeht, ist es, als müßte sie die prachtvolle Schönheit ihrer Haartracht für die Dauer der kommenden Nacht einbüßen, ja, als ginge sie selbst in den Tod. Was im Schicksal der Gestirne sich dabei ausnimmt als ein stets sich wiederholendes Kommen und Gehen, trägt im menschlichen Leben jedoch die Züge einer tragischen Einmaligkeit. Diesem Unterschied sucht die märchentypische *Einleitungsformel* »es war einmal« zu entsprechen: Was hier sich begibt, soll das heißen, war nie nur einmal, so war es von Anfang an, so ist es immer wieder, so wird es immer sein¹. Ein Sonnenuntergang ist kein Weltuntergang, er ist ein Teil des Lebenszyklus der Erde; ganz anders indessen im Leben eines

1 Vgl. E. DREWERMANN: Tiefenpsychologie und Exegese, I 205–212: Die Anfangsregel und die Ausgangsregel; zu der Gleichung von »Anfang« und »Wesen« vgl. DERS.: Strukturen des Bösen, I S. XVIII–XXXI: Das Selbstverständnis der jahwistischen Urgeschichte als einer Anfangserzählung.

liebenden Menschen. Stirbt ihm die Geliebte, erstirbt ihm die Welt, und alles Licht taucht hinein in ein Dunkel, von dem er nicht weiß, ob und wann es je wieder endet.

1. Die Hinterlassenschaft der schönen Königin

Die Frage ist daher nicht nur berechtigt, sie ist, wie wenig sonst, der Nachdenklichkeit wert: wie kommt es, daß wohl jeder Mann, der seine Frau von Herzen liebt, sie stets für einzigartig schön erklären wird? »Er liebt sie eben ihrer Schönheit wegen« – Das ist die sicher simpelste Begründung für dieses allgemein bekannte Phänomen; jedoch, wie stets im Leben, ist es gar so einfach nicht. Das Liebesleben zwischen Mann und Frau hat eine eigene Geschichte, die in manchen vorgegebenen Erfahrungen und vorgeprägten Einstellungen bereits aus Kindertagen sich später dann im Austausch und im Miteinander der Erwachsenen zu wiederholen trachtet.

Ein jedes Kind, das auf die Welt kommt, erlebt mit aller Gewißheit die eigene Mutter als die schönste Frau der Welt. »Schön« ist hier kein ästhetischer Begriff; gemeint damit ist vielmehr so etwas wie »angenehm«, »wohltuend«, »hilfreich«, »entgegenkommend«, »Freude bereitend«, »Vertrauen ermöglichend«, »Sicherheit schenkend«. Bereits die Nähe des Körpers der Mutter löst derartige Erfahrungen aus: Die Weichheit ihres Leibes setzt die vorgeburtliche Erfahrung restloser Geborgenheit ansatzweise noch ein wenig fort; ihre Stimme und sogar ihr Herzschlag sind dem noch Ungeborenen bereits vertraut geworden und tragen hernach dazu bei, das »Trauma der Geburt« im Wiedererkennen außerhalb des Mutterleibes leichter zu überwinden; vor allem: eine Fülle frühkindlicher Bedürfnisse erfüllt die Mutter allein schon durch ihre sinnliche Präsenz: Nahrung spendet sie, Zärtlichkeit schenkt sie, Wärme vermittelt sie, Geborgenheit bedeutet allein schon ihre bloße Gegenwart ...²

2 OTTO RANK: Das Trauma der Geburt und seine Bedeutung für die Psychoanalyse, 1924, führte entsprechend der reduktiven Denkweise FREUDS die Erklärung neurotischer Ängste auf den Anfang der individuellen Existenz

Was wunder also, daß die Mutter als eine durch nichts zu ersetzende, einmalige »Schönheit«, im Sinne von »begehrter Wünschbarkeit« und »Annehmlichkeit«, infolge des Angewiesenseins und Angenommenseins aus der Sicht ihres Kindes wahrgenommen wird.

Diese Beziehung zwischen Mutter und Kind ist auf Monate hin für das Neugeborene überlebenswichtig, und so hat die Natur im Verlauf von 200 Millionen Jahren der Säugetierevolution, um die Weitergabe von Leben einigermaßen sicherstellen zu können, die biologischen Gegebenheiten in Form von auch psychischen Erwartungsschemata und Handlungsbereitschaften verinnerlicht. Weitgehend weiß eine Frau, die zur Mutter wird, was sie im Umgang mit ihrem Kind zu machen hat, – wie sie es anlächelt, wie sie ihre Sprache intoniert, wie sie die vorgeburtlichen Schaukelbewegungen zur Beruhigung weiterführt, wie sie die Gliedmaßen des Kindes bewegt und seinen Körper streichelt, wie sie auf seine Nahrungswünsche und Reinlichkeitsbedürfnisse eingeht, wie sie seinen Schlaf vor Störungen abschirmt ... Eine Frau, die als Mutter für ihr Kind in der Anfangszeit buchstäblich für alle Wünsche reflexartig zu antworten hat, ist für dieses allemal die liebste und die schönste Frau der Welt; sie ist seine Königin, ja, seine Göttin, die ihm das Leben schenkt und beschützt.

Auch auf Seiten des Kindes ist seelisch vor der Geburt bereits ein analoges Wunschbild ausgeprägt, das ihm zeigt, womit es bei seiner Niederkunft rechnen muß und wie es sich optimal zur Erfüllung seiner lebenswichtigen Bedürfnisse verhält. Solch ein Mutterarchetyp³

beim Geburtsvorgang zurück; FREUD selbst jedoch setzte sich recht kritisch damit auseinander, vgl. Hemmung, Symptom und Angst, in: Gesammelte Werke, XIV 182–194, indem er die Dynamik der Verdrängung als entscheidend dagegen geltend machte; in der Tat sind die psychischen Einflüsse nach der Geburt wichtiger als das Erleben der komplizierten Passage durch den Geburtskanal selbst; deren neurobiologische Folgen können freilich durch Übersensibilität zu neurotischen Erlebnisverarbeitungen führen; vgl. REINHART LEMPP: Frühkindliche Hirnschädigung und Neurose, 1964.

- 3 C. G. JUNG: Die psychologischen Aspekte des Mutterarchetypus, in: Ges. Werke, Bd. IX 1, S. 89–123, faßte die Urbedürfnisse eines Neugeborenen in dem Bild des »Mutterarchetyps« als Teil des »kollektiven Unbewußten« zusammen; Vorstellungen dieser Art durchziehen wesentlich die Sehnsucht

bildet das vorgegebene Tableau, in welches die Erfahrungen mit der wirklich erlebten Mutter dann in einem eigenen Lernprozeß bestätigend und korrigierend eingetragen werden.

So beginnt es am Anfang des Lebens, und so setzt es sich mitten im Erwachsenenleben bei der Partnerwahl fort. Zur Erfolgsstrategie der Evolution zählt allemal das, was CHARLES DARWIN als natürliche Zuchtwahl bezeichnet⁴ hat: Um die Weitergabe des Lebens zum Art-erhalt möglichst günstig zu gestalten, mußte die Natur dafür Sorge tragen, daß als Geschlechtspartner bevorzugt Persönlichkeiten ausgewählt werden, die schon im Äußeren ihre Befähigung zum Zeugen, Gebären und Aufziehen von Nachkommen deutlich genug zu erkennen geben. Benötigt wird jetzt ein auch ästhetisch präformiertes Wunschbild, wie eine Frau aus der Sicht eines Mannes als möglichst attraktiv, faszinierend und stimulierend in Erscheinung treten sollte, um mit ihr eine Ehe einzugehen. Die Zusammensetzung der charakteristischen Merkmale ist jetzt freilich nicht mehr so stark festgelegt, daß man auch hier noch von einem Archetyp sprechen könnte, vielmehr wird die Wahrnehmung dessen, was für »schön« gelten soll, recht flexibel von geschichtlich bedingten kulturellen, sozialen, moralischen und sogar modischen Vorstellungen mitbestimmt und überlagert⁵; auch die individuellen Erfahrungen mit dem eigenen und

des menschlichen Daseins und stellen einen psychologisch wichtigen Grund zur Religionsbildung dar.

- 4 Vgl. CHARLES DARWIN: Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl, 15. Kap., S. 652: »Welche Grenzen können einer Macht gezogen werden, die während langer Zeiten aufs strengste die ganze Konstitution, den Bau und die Lebensgewohnheiten der Geschöpfe prüft, das Gute begünstigt und das Schlechte ausmerzt?«
- 5 Umso wichtiger ist es, den Gedanken von SIMONE WEIL: Das Unglück und die Gottesliebe, S. 195, zu betonen, es sei das Schöne durch reine Zweckfreiheit gekennzeichnet: »Eben weil die Schönheit keinen Zweck in sich schließt, stellt sie hienieden die einzige Zweckhaftigkeit dar. Denn hienieden gibt es durchaus keine Zwecke. Alle jene Dinge, die wir für Zwecke halten, sind Mittel. Dies ist eine offenkundige Wahrheit.« – BYUNG-CHUL HAN: Sprechen über Gott, S. 90, bemerkt dazu, daß entsprechend diesem Grundgedanken »Gott mit den Augen des Malers seine Schöpfung betrachtet«. S. 91–92: »Der Künstler, der von Gottes Licht erfüllt ist, gehorcht Gott wie der Materie. Der schweigende Gehorsam macht auch das Kunstschöne aus ... Der digitale Bildschirm ist alles andere als jenes durchsichtige

fremden Geschlecht gewinnen jetzt psychologisch erheblich an Gewicht. Dennoch bleibt es im allgemeinen dabei: was an der Gestalt einer Frau das Augenmerk eines Mannes lockend oder gar verlockend auf sich lenkt, verrät nach wie vor deutlich genug erkennbar seine Herkunft aus ursprünglich biologischen Zwecksetzungen. Statur, Gewicht, Gesicht – sie alle sollten Signale von Gesundheit, Gebärfreudigkeit und Mütterlichkeit aussenden⁶; doch sind selbst sie allein

Fensterglas, durch das Gottes Licht strömt. Im Digitalen begegnet der Mensch nur noch sich selbst. Der digitale Imperativ gebietet eine Totalverfügbarmachung der Wirklichkeit.«

- 6 Vgl. CHARLES DARWIN: Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl, 15. Kap., S. 650: »Bei Tieren mit getrennten Geschlechtern wird in der Regel ein Kampf der Männchen um die Weibchen stattfinden. Die kräftigsten Männchen oder diejenigen, die am erfolgreichsten waren im Kampfe mit ihren Lebensbedingungen, werden die meisten Nachkommen hinterlassen, zuweilen wird der Erfolg aber auch davon abhängen, ob die Männchen besondere Angriffs- oder Verteidigungswaffen besitzen oder mit besonderen Reizen ausgestattet sind, – schon ein geringer Vorteil führt häufig zum Sieg.« Auf seiten der Frauen wird die Konkurrenz untereinander nicht durch Kommentkämpfe ausgetragen, sondern durch den Reiz der körperlichen und psychischen Signale. Von daher ist es kein Wunder, daß die älteste uns erhaltene Darstellung eines Menschen ein sechs Zentimeter großes Elfenbeinfigürchen ist, das eine Frau »ohne Kopf und Füße (zeigt), dafür mit einer vollständig erhaltenen Öse, die das Stück als Anhänger ausweist – und sehr betonten Geschlechtsmerkmalen«. *Nicholas Conard*, der mit einem Grabungsteam der Universität Tübingen die Figurine in »Hohle Fels«, einer Höhle am Ufer der Aach in der Schwäbischen Alb bei Blaubeuren, in drei Meter Tiefe im September 2008 entdeckte, datierte nach der Radiocarbonmethode seinen Fund auf ein »Alter von mehr als 35000 Kalenderjahren«. ULF VON RAUCHHAUPT: Sexuelle Energie aus der Eiszeithöhle, in: FAZ, 14.5.2009, S. 31. – GÖRAN BURENHULT: Die ersten Menschen, 102–111: Die *Venus*-Figürchen, kennzeichnet die Funde von La Ferrassie mit den Worten: »Die früheste Kunst besteht überwiegend aus Vulva-Zeichen. Sie entwickelte sich vor etwa 33000 Jahren und ist an verschiedenen Stellen der Dordogne nachweisbar« (S. 107). »Die *Venus*-Figurinen, 30000 Jahre alte Fruchtbarkeitssymbole, gehören zu den faszinierendsten und zugleich rätselhaftesten Kunstwerken des oberen Paläolithikums. Sie beweisen, daß ihre Schöpfer für die Zukunft planen konnten und daß sie sich über die Bedeutung der Fruchtbarkeit für ihr Überleben im klaren waren. Diese Arbeiten bieten einen ersten Einblick in die Glaubenswelt der Eiszeitjäger und bilden zugleich eine Vorstufe der späteren Praxis, über Abbilder einen Kontakt zwischen Menschen und dem Übernatürlichen herzustellen ... Diese abstrakte Welt der Symbole zeigt ..., daß der moderne Mensch ein Bedürfnis nach Religion und Ritus besaß.«

noch nicht imstande, eine bestimmte Frau zur schönsten auf Erden zu küren.

Es leidet keinen Zweifel, daß die Psychoanalyse recht hat, wenn sie meint, daß jeder Mann in der Frau seiner Liebe Züge von seiner Mutter wiederzufinden hofft, – er überträgt auf sie die Mutterimago⁷, die sich in Pro und Contra aus den eigenen Erfahrungen geformt hat. Was ihm seine Mutter in Kindertagen nicht zu geben vermocht hat, gerade das möchte er jetzt von der Frau an seiner Seite geschenkt ergänzt oder ersetzt bekommen; bewußt weiß er natürlich, daß er kein kleiner Junge mehr ist und seine Geliebte nicht seine Mutter, gleichwohl wiederholt seine unbewußte Einstellung ihr gegenüber das Gefühl jener unvergleichlichen Wertschätzung und gravitatischen Machtvollkommenheit, wie es ursprünglich einmal der Mutter gegolten hat. Um die Geliebte kreist jetzt erneut sein ganzes Leben; in bezug zu ihr ist er durchaus kein König, sondern wirklich weit eher ihr Kind; insbesondere in der Einzigartigkeit ihrer Schönheit bedeutet sie ihm alles.

Ansatzweise wird von daher jeder Liebende geneigt sein, die Geliebte zu verehren und zu vergöttlichen, – *je t'adore*, »ich bete dich an« pflegt man entsprechend der lateinischen Herkunft von *adorare* auf Französisch zu sagen, um seine Zuneigung auszudrücken, – so ist es normal! Hier im Märchen aber schließt die Unvergleichlichkeit der Geliebten jede Vergleichbarkeit im Normalen aus. Wie jedoch fühlt jemand, dem mit der Gegenwart seiner geliebten Gemahlin alltäglich die Sonne aufgeht? Sie bedeutet ihm Leben und Licht, Freude und

7 CARL GUSTAV JUNG: Über den Archetypus mit besonderer Berücksichtigung des Animabegriffs, in: Gesammelte Werke, IX 1, S. 75–76, stellt fest, daß »gerade die Elternimages, wie es scheint, am allerhäufigsten projiziert (werden), welche Tatsache so einleuchtend ist, daß man daraus beinahe den Schluß ziehen könnte, es seien geradezu bewußte Inhalte, welche sich projizieren. Man sieht dies wohl am deutlichsten in Übertragungsfällen, wo der Patient sich völlig klar darüber ist, die Vaterimago (oder selbst die Mutterimago) auf den Arzt zu projizieren, und sogar die damit verbundenen Inzestphantasien in weitestem Umfang einsieht, ohne deshalb von der Rückwirkung seiner Projektion, von dem Übertragungseffekt, befreit zu sein, das heißt er benimmt sich so, wie wenn er seine Projektion überhaupt nicht eingesehen hätte. Die Erfahrung zeigt aber, daß nie bewußt projiziert wird.«

Friede, Sehnsucht und Sinn; ihr Wesen fühlt sich für ihn an wie die Wahrheit der Welt. Doch gerade deshalb malen die ersten Sätze des Märchens von *Allerleirauh* nicht die Szenerie eines bleibenden Glücks, sondern ganz im Gegenteil den Beginn eines seelischen Zusammenbruchs: die geliebte Königin empfängt ihren Gemahl ebenso wie den Leser auf ihrem Sterbebett! Nicht etwas, – alles wird ihm geraubt werden, sobald der Tod ihr Zimmer betritt.

In einem gewissen Gegensatz zu der allumfassenden Bedeutung der Königin im Erleben ihres Gatten steht allerdings die fast fetischhafte Detailliertheit bei der Begründung ihrer so liebenswerten Schönheit: es sind vornehmlich ihre »goldenen Haare«, die sie selber als goldwert erscheinen lassen. Das mutet an wie eine Übertreibung, geschieht aber im wirklichen Leben von Frauen gar nicht so selten. Die Haare einer Frau spielen in den GRIMMSchen Märchen denn auch eine bemerkenswert wichtige Rolle: Im Märchen von *Rapunzel* (KHM 12)⁸ etwa kommt der Kontakt zwischen den Liebenden überhaupt nur zustande, indem die Tochter einer höchst egozentrisch auftretenden Zauberin, die das Kind in einem treppenlosen Turm eingesperrt hält, aus dem Fenster ihr zwanzig Ellen langes Haar herabläßt, um ihren Verehrer zu sich emporzuziehen; in der Geschichte von der *Gänsemagd* (KHM 89) verfügt die Königstochter bei ihrer Suche nach einem gleichrangigen Gemahl im Unterschied zu ihrer betrügerischen Kammerfrau ebenfalls über goldene Haare, die, wenn sie diese entflechtet, einen starken Windstoß auslösen.

Die Haare einer Frau verfügen in dieser Darstellung über eine geradezu kosmische Energie. Psychisch legt eine solche Zuschreibung sich denn auch tatsächlich nahe, wenn man bedenkt, daß die Art, wie ein Frau ihre Haare trägt, färbt, formt und zurechtschneidet, sie aufs deutlichste von einem Mann unterscheidet⁹; kein anderes geschlechts-

8 Vgl. E. DREWERMANN: Rapunzel (KHM 12), in: Grimms Märchen tiefenpsychologisch gedeutet, Bd. 2, S. 317–386.

9 DESMOND MORRIS: Körpersignale, S. 21–36: Das Haar, führt aus, daß die dunkle Haarfarbe bei Menschen in sonnigen Ländern ihren Grund in einer größeren Zahl länglicher Melaninkörnchen hat, die auch die Hautfarbe bestimmt; Menschen in gemäßigten Breiten haben etwas weniger Melanin, was ihren Haaren eine bräunliche Färbung verleiht. Die Kräuselung des

spezifisches Merkmal ist so leicht zu verändern und umzugestalten. Wie kaum ein anderes Körperorgan taugt die Haartracht deshalb vorzüglich als Stimmungssignal zum Ausdruck des momentanen Selbstgefühls: Ein volles offenes Haar etwa verrät Gesundheit, Extravertiertheit und Lebensfreude, und es deutet bei Männern wie Frauen naturgegebene Kraft und ursprüngliche Stärke an; auch das Wohlgefühl, das eine Frau sich selbst gegenüber empfindet, ist nicht selten an der Gebärdensprache im Umgang mit ihren Haaren abzulesen. Mit der Sanftheit zum Beispiel, mit der sie immer mal wieder ihre Finger durch die Haare gleiten läßt oder mit ihnen spielerisch ihr Gesicht streichelt, oder mit den bis zu den Schultern herabwallenden Strähnen ihr Antlitz wie mit einem Bilderrahmen umhüllt, verleiht sie sich oft ein überraschend wechselndes Konterfei; oder

Haars auf der Kopfhaut in Zonen Afrikas dürfte eine Pufferzone bilden, die genügend Luft einschließt, um einer Überhitzung vorzubeugen; das wellige Haar in gemäßigten Klimazonen aber hat sich vom kalten Skandinavien bis zum heißen Arabien und Indien bewährt, und das glatte Haar ist sogar von Sibirien bis Indonesien und von Alaska bis zum Amazonas verbreitet; diese Unterschiede könnten als visuelle Zugehörigkeitsmerkmale gedient haben, ohne daß die Umwelteinflüsse sich genetisch geltend gemacht hätten. Daß kurzes Haar als eher männlich gilt und langes Haar als eher weiblich, könnte daran liegen, daß kurz geschorenes Haar sich borstig anfühlt und langes Haar weich und seidig. Das Haar herabzulassen drückt eine intime Beziehung aus, und das lose getragene Haar hat sogar zu der Rede von einem »losen Frauenzimmer« geführt. Kahlheit ist infolge der Wirkung männlicher Geschlechtshormone, ein Zeichen stolzer Virilität, dann aber auch eines beschämenden Alters; da das weiche, herabwallende Haar einer Frau eine erotische Komponente besitzt, muß es nicht selten eng anliegend getragen und unter Hauben versteckt werden. Zur Demütigung oder Bestrafung können Frauen die Haare abgeschoren werden, während Männer bei Eintritt in eine Ordensgemeinschaft oder ins Militär zum Zeichen von Demut und Gehorsam sich die Haare als Tonsur oder passend zum Helm schneiden lassen. – Die vielfache Veränderbarkeit der Haartracht hat überall dazu geführt, das Haar besonders bei Frauen zu schmücken und modisch zu gestalten. »Das Haar wurde auf tausenderlei Weise und in zahllosen Stunden mühevoller und erfinderischer menschlicher Arbeit gefärbt, fassoniert, gelackt, gekräuselt, geglättet, gepudert, gebleicht, getönt, gewellt, geflochten, frisiert, gefettet und geölt« (S. 33). DESMOND MORRIS: Das Tier Mensch, 127, verweist auf die langen Haare, die bei Männern wie Frauen die Menschen von den Affen unterscheiden, und er meint: »ziemlich sicher dienten die langen Haare unseren Vorfahren als ›Flagge‹, um sich gegenseitig als der neuen Tierart zugehörig zu erkennen.«